

**Zeitschrift:** Appenzeller Kalender  
**Band:** 232 (1953)

**Artikel:** Bei den Fischern des Bodensees  
**Autor:** Sroka, Karl H.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-375486>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Phot. Baumgartner, Steckborn.

Ermatinger Fischer beim Gangfischfang. Die «Segi», eine Fischereigenossenschaft von 18 Mitgliedern, fährt mit ihrem großen Boot, dem «Segner», nach dem 20. November zum Fang der laichenden Fische aus

## Bei den Fischern des Bodensees

Von Dr. med. Karl S. Sroka

Unüberwindbar steht der Rheinfluss von Schaffhausen der Schifffahrt zwischen Bodensee und Basel entgegen, unüberwindbar. Jetzt erreichen uns die Nachrichten, daß die Technik diese Sperre aus dem Wege räumen will, um den Rhein bis zum Bodensee schiffbar zu machen. Wenn wir es recht betrachten, so pfuschen die Ingenieure der Natur dauernd ins Handwerk. Mal versetzen sie Berge, dann regulieren sie Ströme – ich erinnere mich aus meinen jüngeren Tagen beispielsweise an einen Fluß, von dem ich im Traum wußte, daß er gleich hinter der alten Mühle um die Ecke floß. Dann war er plötzlich nicht mehr da. Sein Bett lag ausgetrocknet in der Sonne. Der Bach aber floß drei Kilometer weiter nördlich, und zwar nicht mehr sinnlos und in schrecklich vielen krummen Windungen dahin, nein, planvoll und kerzengerade war jetzt sein Lauf. Ich hatte natürlich keine Vorstellung davon, daß

seine alte Richtung der Binnenschifffahrt wenig dienlich war. Die Ingenieure hielten es für tunlich, ihn umzuleiten. Nichts ist den Ingenieuren übrigens verhafter, nichts grauenvoller, als alles beim alten zu lassen.

Und jetzt wollen sie also den Rhein bis zum Bodensee schiffbar machen. Warum? Weil der alte Rheinfluss dem zwanzigsten Jahrhundert im Weg steht. Und da die Ingenieure das Zeug dazu haben, das unterste nach oben zu kehren, lassen sie keine Gelegenheit ungenutzt, an der Erdoberfläche grundlegende Veränderungen vorzunehmen. Jetzt also soll der Rheinfluss dem Tatendrang der Ingenieure ausgeliefert werden.

Soll ich es frei heraus sagen? Ich wünschte, die Schiffbarmachung möchte ein technischer Traum bleiben. Warum ich so denke? Ja, ich lebte ein paar Wochen unter den Fischern beiderseits des Bodensees. Und gerade die

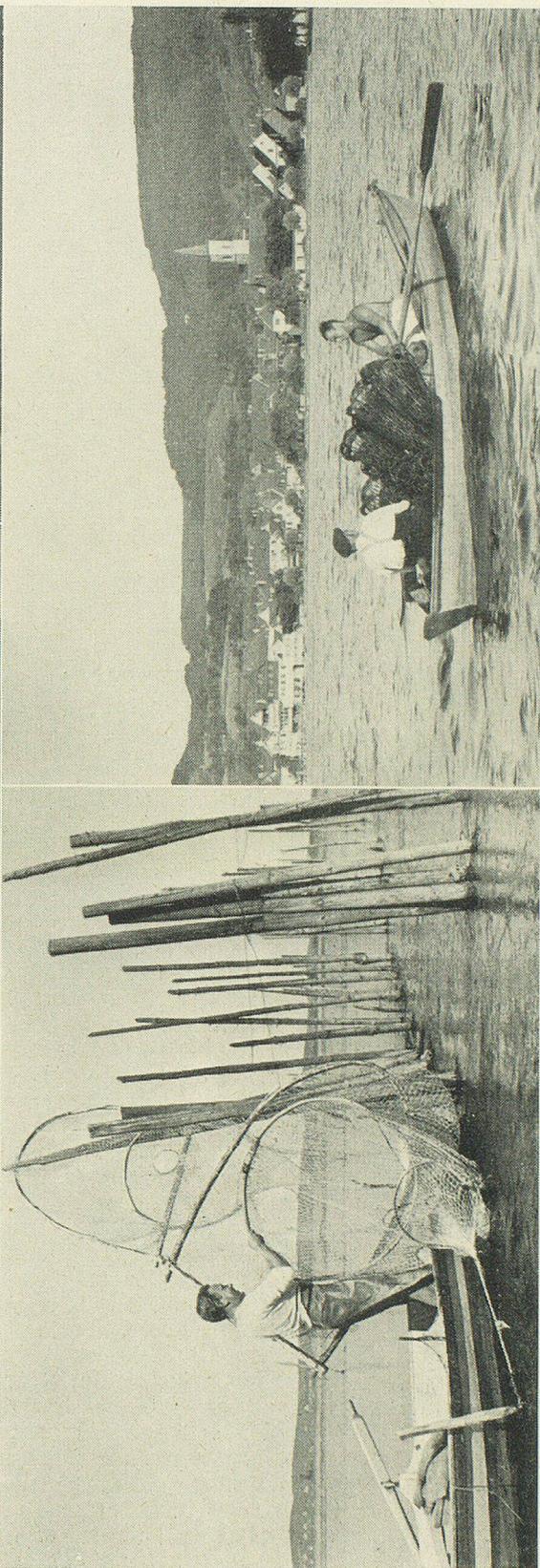
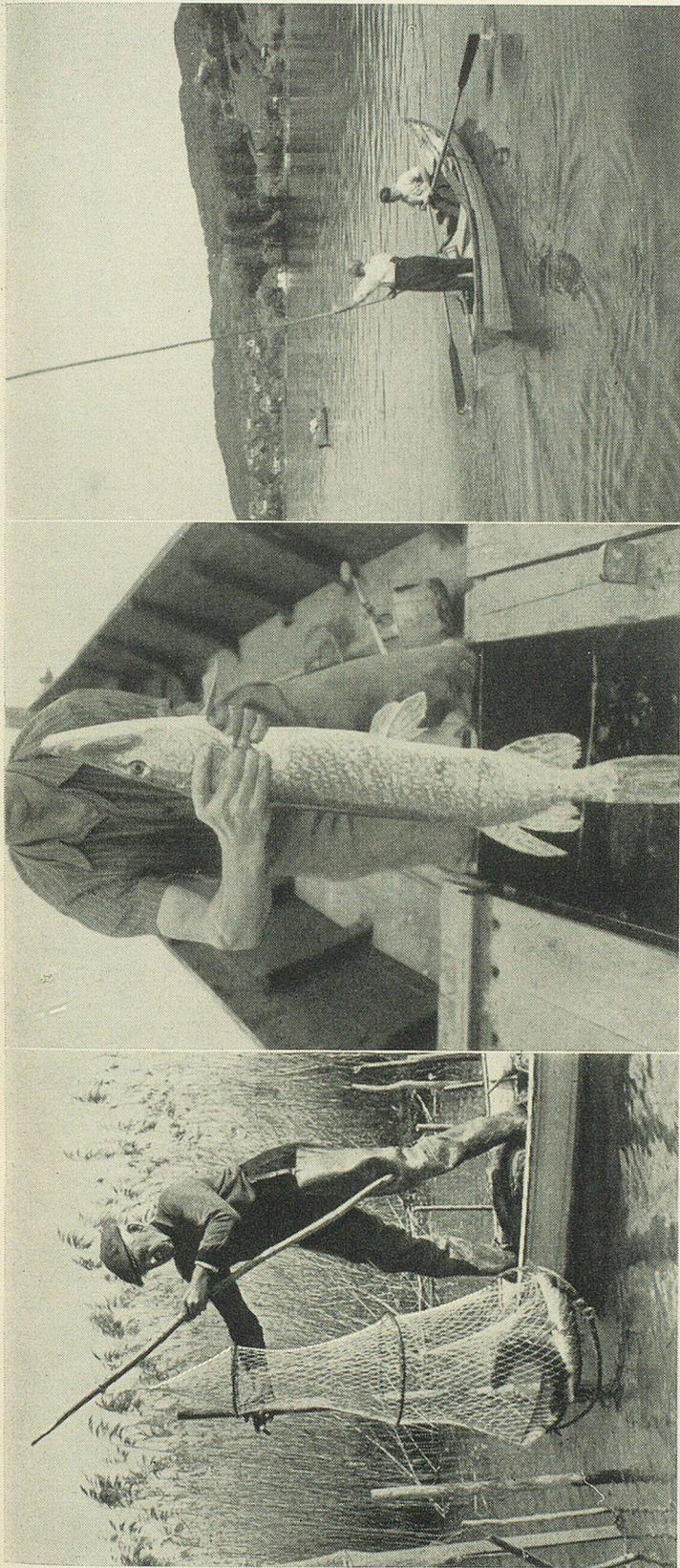
alteingesessene Fischerbevölkerung des Untersees fürchtet, daß die Technisierung ihres Rheins den Blaufelchen, den Sandfelchen und den Gangfisch zu kulinarischen Reminiscenzen, zu bloßen, schlecht schmeckenden Erinnerungen also, machen würde, wie das auch schon mit dem Lachs und dem Maifisch geschah.

Bisher war die Welt der Fischerei vor den Ingenieuren einigermaßen sicher. Kein anderer Stand steckt ja auch noch heute so sehr im Mittelalter, vielleicht sogar in der Vorzeit wie unsere Fischer. Doch gehen wir in medias res: Wie der schuppichte Reichtum seinem feuchten Element entrissen wird? – Nun, jedenfalls nicht durch lässig am Ufer sitzend oder liegend hingestreckte Angler, die höchst geruhfam ihr Würmlein oder Mücklein baden und geduldig auf das Anbeißen eines Fisches warten ... Das Fischerhandwerk ist mühsam, fordert häufigen Verzicht oder vorzeitigen Abbruch der Nachtruhe, Kraft und große Geschicklichkeit und ein stets waches Auge für die Wetter- und Wasserverhältnisse, auch einige Vertrautheit mit den Lebensgewohnheiten und Launen der Wasserbewohner – und bleibt doch weitgehend vom Glück abhängig, kann doch ein plötzlich ausbrechender oder hartnäckig aus ungünstiger Richtung wehender Wind die schönsten Aussichten vereiteln und ganze Hauptfangzeiten, wie den Hecht-, Gangfisch- oder Blaufelchenlaich bis um zwei Drittel des Normalertrages verkürzen. Aber die Verpflichtung, bei allem Wind und Wetter dem See und der Unbill zu trotzen, stärkt die Gesundheit, schärft Sinne und Beobachtungsgabe, und der strahlende Glanz etwa eines Frühsonnensorgens auf freier, weiter Wasserfläche zwischen lieblichsten Ufergeländen mit den fernher grüßenden Schneebergen oder die purpurne Pracht eines Sonnenunterganges über den pittoresken Profilen der Hegauberge sind mehr als bloße Entschädigung für viele Mühsal und Enttäuschung und heben und weiten das Lebensgefühl mächtig. So bilden denn die Fischer innerhalb der Bevölkerung eine aufgeschlossene, kluge, in manchem Sinne großzügigere und vorurteilsfreiere Gruppe für sich. Zwar sind sie daneben meist auch ein wenig Kleinbauern, haben ihren Gemüseplatz, ein paar Obstbäume, ein wenig Ackerland und etwa gar eine Kuh oder doch ein paar Geißeln im Stall. Gern schließen sie sich zu eigenen kleinen Siedlungen zusammen, die sich, wie die bedeutendste des Sees, Ermatingen-Staad in der Schweiz, sogar durch einen eigentümlichen, alte Merkmale treuer bewahrenden Dialekt auszeichnen.

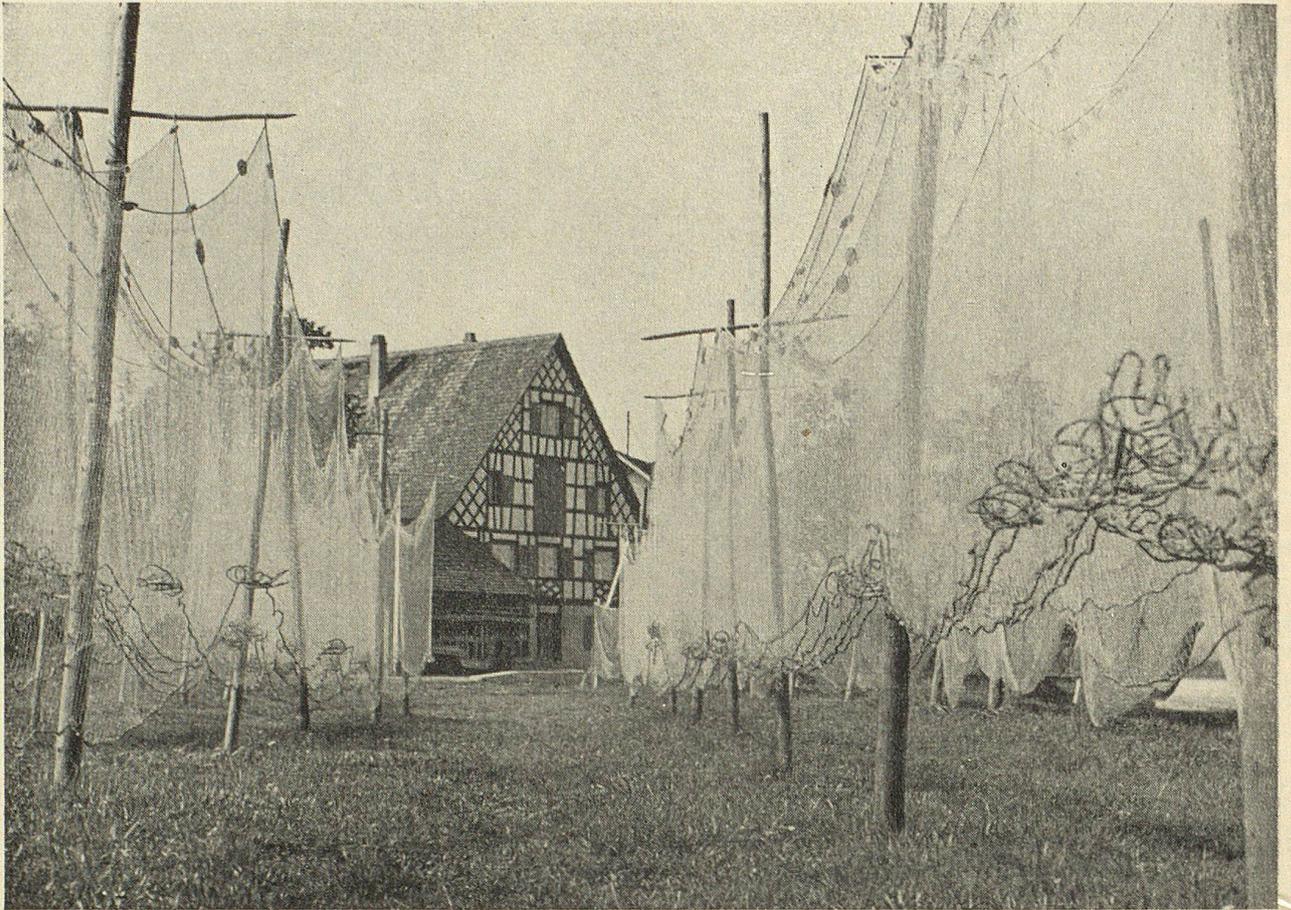
Unentbehrlich ist dem Fischer sein Fahrzeug, seit etwa zwei Generationen die flachbodige Fischergondel, die er mit kurzen, raschen Ruderschlägen im Sitz rückwärts fahrend flink und wendig fortzubewegen weiß, und damit erstaunlich weite Strecken zurücklegt. Früher war es das Fischer- oder Flossschiff, ein ebenfalls kielloses, schweres, stehend gerudertes Boot, wie es in größerer Form noch für die Garnfischerei in Gebrauch steht. Nur mehr selten wird man des malerischen Anblicks teilhaftig, diese Schiffe mit aufgezogenem, altem Vierecksegel vor dem Wind über die Wellen tanzen oder schwer unter der Last des gefüllten Fischkastens und der wasserschweren Geräte mit ruhiger Stete die Flut durchschneiden zu sehen. In jedes Boot gehört ein Kompaß und ein Nebelhorn, und zu den Rudern hinzu ein Stachel zur Fortbewegung im seichten Wasser und am schiffigen Ufer. Die Fanggeräte

– Angel, Reuse, Netz und Garn – wären rasch aufgezählt, fänden sie nicht in so mannigfacher Form und Anwendungsweise ihre Verwendung. Dazu gehört noch der Kästcher, ein Netzsack an einer Stange, um einzelne Fische aus dem Wasser zu heben, sei es an Netz oder Garn aufgelaufene oder an der Angel gefangene.

Die, oder wie es hier sprachrichtiger heißt, der Angel dient den Berufsfischern, an langen Schnüren einzeln aufgehängt und mit Köderfischechen besteckt, als selbständiges Fanggerät, das über Nacht meist in Ufernähe ausgelegt wird, und zwar in den beiden Hauptformen, der an Holzschwimmern befestigten und an Steinfernern verankerten Schwebeschnur für Hecht und Forelle und der auf den Seegrund hinuntergelassenen Grundschnur, mit welcher man besonders den Aal, den Brachsen und Barsch fängt. Von der Gondel aus wird in ruhigem Dahinrudern mit der Schwemmschnur, die an einem Haspel, der Kästche, befestigt ist und als Glachschnur bis 1,5 m, als Zieffschnur bis 13 m unter die Oberfläche sinkt. Forellen und Hechten nachgestellt, sei es mit am Dreieck angesteckten Fischechen oder dem glitzernden Metall- oder Perlmutterlöffel. Zum Zocke, dem Angeln mit der Schnur, die über einem Senkblei in Abständen drei meist mit den Maden der Eintagsfliege besteckte Einzelangel trägt, wird die Gondel an einem Pfahl festgebunden oder durch einen Steinanker festgelegt. Im Winter geschieht es auch hinter einem Schilfschirm als Windschutz vom Eis aus durch eingehauene Löcher. Der Barschenfang auf diese Weise ist nur ergiebig über oder in der Nähe eines Ays. Aysler sind einzelnen oder einigen Fischern gemeinsam gehörende Hege- oder Schutzstätten für die Fische. Im Seegrund werden im Viereck Pfähle eingerammt und die so entstandene Kammer mit versenktem Astwerk ausgefüllt, was einen trefflichen Schlupfwinkel vor den großen Raubfischen abgibt. Im Sommer hört man oft vom See her ein merkwürdiges Klatschen, und wenn man hinausblickt, sieht man es hoch aufspritzen. Da schlägt einer mit einem kräftigen Stecken ins Wasser, und Kundige belehren uns, daß er am Treiben oder Stäuben sei. In langen Stangen, Hülle genannt, deren Handhabung viel Kraft und Geschick verlangt, hat er in weitem Umkreis Netze sein Ays gehängt und jagt nun die Fischlein aus ihrem Versteck in die Maschen. Netze aller Arten und Größen, auch nach Maschenweiten recht verschieden, je nach dem Fisch, dem man zu Leibe geht, bilden das Hauptgerät und die stete Sorge der Fischer, vom kleinen Vogelenetz, das auf einen eben gesichteten Schwarm ausgeworfen und gleich wieder eingezogen wird, bis zu den hohen Schwebnetzen zum Gangfisch- und Feldchenfang im Sommer. Netze werden über Nacht oder über Morgen an Stangen im flachen Seeteil oder an der Halde, der Böschung gegen die Seetiefe, oder frei schwebend und frei treibend in den tiefen See gesetzt. Meist werden bis zu zehn zu einem ganzen Satz zusammengehäutet und oft kunstvoll angeordnet, im Gangfischlaich im flachen Bogen quer zur Strömung mit eingerollten Enden und einem Leitnetz senkrecht auf die Mitte zu. Eine richtige Hochseefischerei, zu der man sich des Motorboots bedient, ist der Blaufelchenfang mit Schwebnetzen im Obersee. Nicht selten müssen die Netze anderntags manchen Kilometer weit weg gesucht werden, bis mit dem Aufnehmen und Auslösen der Fische begonnen werden kann. Dieses Auffinden er-



Oben, von links nach rechts: 1) Einziehen einer kleinen Reuse. 2) Hecht aus dem Untersee. 3) Fischer bei Steckborn (durch Schläge auf das Wasser werden die Fische ins ausgelegte Netz geseucht). — Unten links: Leggen einer großen Reuse in den Fachen. Rechts: Heimkehr vom Trüschenfang (Die Fische, die am Grunde leben, werden durch Körbe heraufgeholt, welche am Rande nach innen gerichtete Widerhaken aufweisen). Photos: Baumgartner, Steckborn; Groß, St. Gallen; Müller, Gottlieben



Phot. Baumgärtner, Steckborn

*Zum Trocknen aufgehängte Netze (Netzhenki) in Ermatingen*

leichtern an den Enden angebrachte Tannwipfel auf Holzkreuzen als Schwimmer. Hat ein Fischer in einer Bucht oder gegen das Ufer zu einen Schwarm Hechte, Brachsamen, Schleien, Karpfen oder Hasel bemerkt, was zur Laichzeit der betreffenden Arten einzutreten pflegt, so umsetzt er ihn in weitem Bogen mit seinen Netzen, wozu er sich meist mit einem anderen zusammentut. Auf immer engeren Raum werden die Fische dann zusammengedrängt und zuletzt ausgeschöpft oder mit einem kleinen Zuggarn eingefangen und ans Ufer gezogen, nicht selten zentnerweise.

Spaziert man zu einem Netzplatz, wo die Fischer ihre Geräte trocknen und ausbessern, erblickt man vielleicht neben den zarten Netzen ein grobfädiges, dunkel gebeiztes Ungetüm, das sich ausnimmt wie der Balg eines Riesendrachen neben Eidechsenhäuten. Es ist ein Zuggarn, eine Segi, auch etwa noch Watt geheissen. Im Gegensatz zu den stillliegenden oder mit der Strömung treibenden Netzen, in deren Maschen sich die Fische verfangen und hängen bleiben, wirkt dieses hier durch das Wasser, möglichst mit Anschluß an den Grund geschleppte Tuch als Wand, die den Fang immer enger umschließt und in den Sack oder die Bucht, in der es in der Mitte endigt, treibt. Zu viert in einem schweren Fischer-schiff fahrend, werfen

die Männer das steinbeschwerte und von großen Rinden- und Korkfloßen getragene Garn im Kreis an der Halde aus und ziehen es, die Enden überkreuzend, gleich wieder ein. Haben sie Glück, so krabbelt nicht nur allerhand Kleinzeug darin, sondern schlägt auch eine blanke See-forelle oder ein mächtiger Hecht wie wütend um sich und muß mit einem kühnen Griff gesichert werden, bevor er mit einem gewaltigen Schwanzhieb über das Seil oder gar über das Boot hinweg im Sprung davonsetzt. Ein ähnliches Gerät ist das allerdings viel leichter gebaute Klusgarn für den Felchenfang im Obersee.

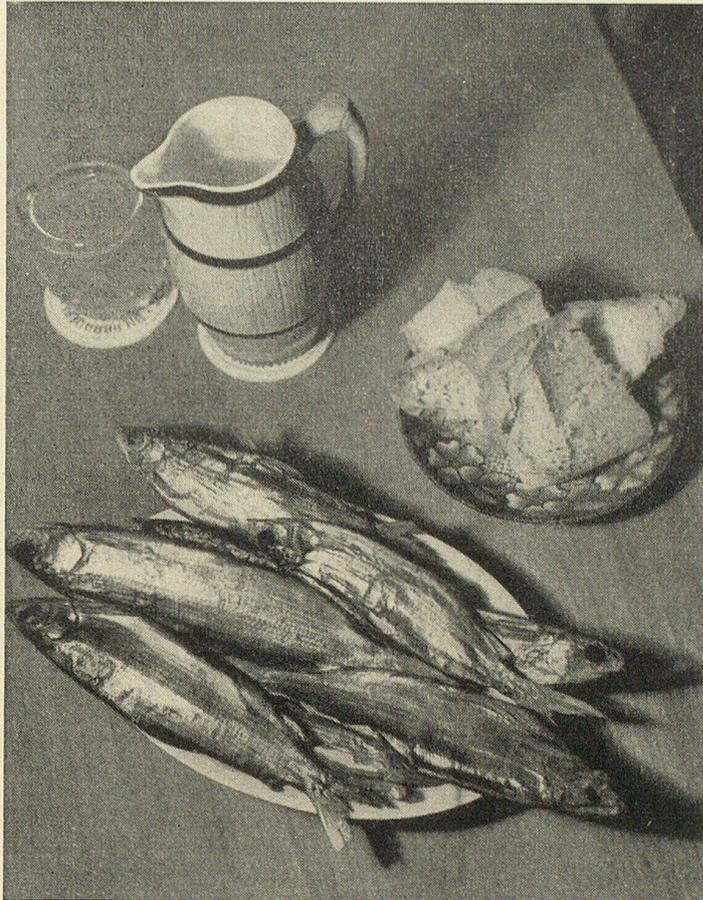
Die mächtigste Segi und zugleich das größte Fanggerät des Bodensees ist die berühmte Ermatinger Gangfischsegel. Bei einer Länge von gut 200 m und einer Höhe von 30 m verlangt dieses Garn die Bedienung durch nicht weniger als 16 kräftige Männer, während zwei weitere die Fische der Mitte zujagen und nach dem gegen eine Stunde dauernden Auswerfen und Einholen den Fang aufnehmen; bei einem einzigen Zug sollen es schon 5000 Stück gewesen sein. Diese 18 „Segimanne“ bilden seit altersher eine eigene Korporation, deren Mitgliedschaft nicht leicht zu erwerben ist, da sich das Anrecht auf den Einstand vom Vater auf den ältesten Sohn vererbt. Alljährlich, wenn gegen Ende November der Laichzug der

Gangfische sich aus den Tiefen des Untersees und in umgekehrter Richtung vom Obersee her den Brutgebieten zwischen Ermatingen und Konstanz nähert, setzen sie das Garn aus feinen etwa 12 Teilwänden den mächtigen Seilen mit tragenden Schwimmern und straffenden Steinsenkern zusammen. Jeder bringt fein bestimmtes Stück mit, das, im Gegensatz zu den gewöhnlich jetzt aus der Fabrik bezogenen Netzen noch nach alter, herkömmlicher Weise von Hand gestrickt wurde. An bestimmten Stellen im See, seit altersher immer den gleichen, werden nun während der etwa einen Monat dauernden Laichzeit zu sachungsgemäß festgelegten Zeiten die Züge durchgeführt. Jeder erhält reihherum seinen Anteil, während der Aichfisch, mitgefangene Hechte und Seeforellen, Räuber, die den Laichzügen gierig folgen, zu gemeinsamem Nutzen verkauft werden. Nach der Fangzeit wird das Garn wieder in feine Einzelteile verhaun, die jeder bei sich aufbewahrt. Was an Gangfischen nicht frisch verspeist oder versandt wird, oder etwa zum Hausgebrauch mariniert, wandert für einige Tage in die Salzlake und wird dann, fein säuberlich verpackt – an Stäbchen gesteckt – in der alten Fischräucherei vom köstlich beizenden Eichenholzrauch in goldig schimmernde Leckerbissen verwandelt, die schon im 16. Jahrhundert als Ehrengabe weit herum versandt wurden.

Es gibt in der Tat keinen geräucherten Fisch, der an eigenartigem Wohlgeschmack diesen Ermatinger Gangfischen gleichkommt, auch nicht die geräucherten zarten Unterseeaale und nicht die neuerdings seltsames Gastrecht genießenden türkischen Thonfische.

Der Nachstellungen mit Netzen und Garnen nach dem leckeren Tiefenbewohner ist damit noch nicht genug. Des Gangfisches warten auf seinem Hochzeitszug, während dessen er liebestrunken getreulich fastet – wohl daß man ihn unausgenommen in den Rauch hängen kann – noch weitere Gefahren. So steht links und rechts der geteilten Rheinrinne ein ganzes Labyrinth keilförmig angeordneter

Pfahlreihen, die unter sich mit Reissiggeflecht verbunden sind. Es sind die Fache, wie sie uns im Mittelalter überall bezeugt sind und oft auch beispielsweise auf Bildern des alten Zürich etwa in der Limmat erscheinen. Wo die Wände in spitzem Winkel zusammenlaufen, spannen die Fischer dicht unter der Oberfläche über Nacht, der einzigen Zeit, da die Fische laufen, eine Garnreuse ein. Wie die Segl, deren Name von *sagena* abzuleiten ist, hat sie, die hier Beer heißt, ihren alten griechisch-lateinischen Namen, der im Altertum *pera* lautete, getreu bewahrt. Solche Reusen, Hechtbeer und Schleiebeer werden im Frühjahr und anfangs Sommer auch in kleine Fache an besonders als Sangrinne aufgeworfene Gräben in den Schilfschachen gesetzt. Urkümlicher, aber auf dem gleichen Prinzip beruhend, sind die aus Weidenruten geflochtenen Kische, forbähnliche Gebilde, wie sie besonders bei Steckborn reihenweise an Seilen auf den tiefsten Seegrund verfenkt werden, damit man der schmackhaften Trisichen habhaft werde. In solchen Körben wurden einst auch ausgiebig Edelkrebse gefangen, bis die ganz Europa überziehende Krebspest gegen Ende des vorigen Jahrhunderts den ganzen Bestand dieser Wasserbewohner vernichtete. Es ist also ein beträchtliches Arsenal, mit dem die Fischer des Bodensees dem Wassergetier nachstellen, auch wenn



Photopreß Zürich

Geräucherte Gangfische,  
ein Leckerbissen ganz besonderer Art

wir nicht auf jede Einzelform eingingen und manches weglassen, das bereits in Abgang gekommen ist oder nur noch ganz gelegentliche Anwendung findet, wie vielleicht die „Strooefse“, ein sackähnliches, durch eine feste Schiene und einen Bügel gespanntes kleines Garn, mit dem man den Seemoosbewachsenen Grund nach Groppen und Grundeln abzustreifen pflegte. Aber die groteske Groppe, die der Sauerstoffverminderung des Wassers wegen bis auf seltene Exemplare dem Aussterben anheim fiel, ist heute nur noch der Namenspatron der Groppenfastnacht und fristet als „Totentier“ des bedeutendsten Bodenseefischerdorfes (Ermatingen) ein sagenhaftes Dasein.